

genden Selbstwahrnehmung. Vielleicht ermöglicht das Bild des Spiegels Frau Tohm eine doppelte Distanzierung, die ihr hilft, von der Wahrnehmung der anderen auf sie und auf ihren Körper zu sich zurückzufinden. Sie thematisiert dabei sowohl die körperliche Erfahrung des Blicks der anderen auf sie selbst als auch den Prozess der Spiegelung, auf den sie schließlich konkret eingeht. Ihr Satz »Was hab ich denn in mir selber drin?« kann auch als eine Schilderung des Coming-outs und der existenziellen Erfahrung des Transseins verstanden werden. Ihre Geschlechtsidentität ist »in ihr drin«, wird aber erst jetzt auch für andere sichtbar. Die Anekdote schließt folgendermaßen ab:

Ah ja klar. Ich kenne das auch, dass ich mich selber nicht empfängt/ empfangen kann. Ich kenne das AUCH, dass ich draufachte, was sagen die Leute und wenn das bis Aachen geht, SCHEIßE, Mensch, das ist 'ne Nummer zu viel. Ich kenne das genauso, dass ich um mich weine und mich beträuer. Ich kenne genauso, dass ich so gl/getickt bin und getaktet bin, dass ich mir einen GUTEN Plan machen kann, wie ich etwas umsetzen kann, dass ich sehr strukturiert sein kann. Ich kenn das auch, dass ich sage auf KEINEN Fall gebe ich jetzt auf. Also sind das ja alles so Sachen in mir. Kein Wunder, dass die Außenwelt das widerspiegelt. Die Konsequenz für mich? Ich kann nur NOCH mehr zu mir selber STEHEN und nicht ständig dieses Hin und Her in Zweifel und, und Wut und sowas.³⁴¹

Diese sehr intime Schilderung Frau Thoms nimmt die theologisch und psychologisch geprägte Sprache ihrer vorhergehenden Erzählung auf und berichtet von ihren Gefühlen im gesamten Prozess: Selbstablehnung, Wut und Trauer sowie Durchhaltevermögen. In dem sie die Erfahrungen der Ablehnung derart narrativ anekdotisch einbettet, ist sie ihren Gefühlen nicht hilflos ausgeliefert. Somit erschafft Frau Tohms Darstellung narrativ Handlungsmacht, wodurch sie trotz der erfahrenen Ablehnung und des geschwächten Vertrauens durchgängig Nähe und Empathie für ihre Gemeinde bekunden kann (Kap. 6.2.3).

5.3 Fazit: Pastorales Selbstverständnis der Interviewten

Trotz der deutlichen Vielfalt der Erfahrungen und der eingeschränkten Generalisierbarkeit unterschiedlicher Biografien lassen sich einige Tendenzen erkennen.

Zunächst ist grundsätzlich – in verschiedener Intensität – ein Spannungsverhältnis festzustellen. Dieses drückt sich in der steten Aushandlung mindestens zwei verschiedener Bereiche aus, was ich mit der Kernkategorie *Zwei Welten* zu fassen versucht habe. Diese Spannungsfelder lassen sich in innen/außen, versteckt/sichtbar, privat/öffentlich, kirchlich/nichtkirchlich unterteilen.

Des Weiteren kann ein Wunsch nach Sichtbarkeit und damit einhergehend nach Anerkennung festgestellt werden. Vor diesem Hintergrund scheint es den Befragten neben der erhöhten Sichtbarkeit ein Anliegen zu sein, Räume zu eröffnen. Vielfach berichten sie von der Erfahrung, dass sie durch ihre Präsenz und ihr *offenes Leben* Räume schaffen würden, in denen Marginalisierte sich willkommen fühlen könnten.

³⁴¹ T6, 26(19-26).

Um einerseits sich selbst sowie im Falle derjenigen, die sich von Gott beauftragt sehen, auch das Amt zu schützen und um andererseits Prozesse anzustoßen, durch die sie als Ansprechperson auftreten und Räume eröffnen können, handelt jede Pfarrperson in ihrer Erzählung individuell und kontextbasiert einen Weg zwischen Konfrontation und Zurückhaltung aus. Dabei spielen vor allem Fragen der Zugehörigkeit und der Verortung der eigenen Person eine Rolle; mit diesen Fragen verbunden sind die Spannungsfelder zwischen den *zwei Welten*. Die Narrationen zeigen verschiedene Strategien auf, mit den Polaritäten und Spannungen umzugehen: von einer strikten räumlichen und persönlichen Trennung, wie in manchen Funktionspfarrstellen, bei der die Pfarrperson nie das eigene Privatleben zeigt, bis hin zum Wunsch, Amts- und Privatperson und alle Rollen und Welten gleichermaßen und kohärent in sich zu vereinen. Diese individuelle Suchbewegung ist auch als Suche nach der eigenen Rolle und dem Ort, an dem sich die Befragten zugehörig fühlen, zu verstehen.

Eine weitere festzuhaltende Beobachtung ist, dass die Befragten von einer steten diskursiven Rückführung auf die eigene Sexualität und Lebensform innerhalb alltäglicher Gespräche berichten, die auch geschehe, wenn sie das Thema nicht explizit adressierten. Die Navigation der eigenen Sichtbarkeit wird somit zu einer steten Alltagsaufgabe und einer Schablone, die sich über jede Kommunikation legt. Angesichts dessen wurde die Kompetenz, deutlich Grenzen zu setzen, mehrfach als notwendig betont.

Nur selten wird in den Erzählungen ein entspannter Artikulationsraum, was gleichgeschlechtliches Leben und Sexualität angeht, erkennbar, und die Umwelt wird einheitlich als (cis-)heteronormativ geprägt geschildert. Dies steht mitunter in Spannung zu Schilderungen des eigenen Alltags, der als »normal« bezeichnet wird. Vor dem Hintergrund, dass die Interviewten auch schildern, dass in Kirchräumen Gemeinde und Religion im Vordergrund stünden und nicht ihr persönliches Leben, könnte diese Ambivalenz erklärt werden; eine derartige Rahmung des eigenen Lebens als normales Leben einer Pfarrperson kann somit auch als Entlastung gelesen werden.

Insbesondere bei der nachträglichen Deutung von Krisenerzählungen kommt in manchen Interviews die persönliche Spiritualität deutlich zum Vorschein. Im Zentrum stehen hier Bilder bestärkender und stützender Gottesbeziehungen. Welche Strategien beim Umgang mit Kirche und Gemeinde gewählt und wie sie legitimiert werden, steht, so zeigte sich, in Zusammenhang mit der eigenen Berufsmotivation und dem etwaigen Gefühl einer Berufung sowie den eigenen religiösen Erfahrungen und Vorstellungen. Auf dieser Beobachtung aufbauend werde ich, anschließend an die Ausführungen zu Anerkennung, Authentizität und Agency, in Kapitel 6.3 das Thema Rechtfertigung mit den Amtsbildern verbinden.

